

Heute bin ich über die Grenze gefahren

24./25. September 2015

Das habe ich in meinem Leben schon hundert Mal gemacht. Wenn ich im Auto unterwegs bin, darf ich nicht vergessen, ein ‚Pickerl‘ zu kaufen, sonst mache ich mich strafbar. Das ist alles. Seit Jahren ist die Grenze zwischen Deutschland und Österreich so gut wie verschwunden. Man muss durch ein Schild, über Ihre Vorhandenheit belehrt werden: „Willkommen in...“; oder: “Noch 2,2 Kilometer bis zur Staatsgrenze“ oder: „Sie verlassen die Republik...“. Mensch und Material können ungehindert passieren. Das Gepäck bleibt unbesichtigt; den Ausweis hätte ich ebensogut daheim vergessen können. Das Geld, mit dem ich diesseits und jenseits der Grenze meine Rechnung begleiche, ist das gleiche, die Sprache, die hier wie dort gesprochen wird, ist in Nuancen verschieden, aber doch mühelos verständlich, die Autobahnraststellen offerieren überall den gleichen Fraß aus der Schnellküche, die Menschen, die sich dort eine Pause gönnen, folgen denselben Modediktaten und fahren die gleichen Autos. Die einschneidendste Differenz ist der Wechsel des Servers, der mein Handy bedient. Kurzum: Grenzübergänge sind ein Klacks. Eher ein Anlass zu bedauern, dass mir dabei so gar kein Fremdheitserlebnis, so gar keine Aufregung mehr vergönnt ist. Und dann denke ich wehmütig zurück an meine erste Italienreise im Jahr 1962. Wie viel Neues, wie viel Unerhörtes kam da - nach zwei Grenzübergängen - in drei Wochen zusammen, wie viele Sehnsuchtsbilder wurden anschaulich in einem *wirklichen* Gegenüber. Aber voll Schrecken erinnere ich mich auch an die Grenzpassage, wenn ich durch die „DDR“ - mit Anführungsstrichen - nach Berlin reisen musste, was ich so selten wie möglich tat. Schon der neueste

‚Spiegel‘, den ich als Reiselektüre im Gepäck hatte, wurde zur gefährlichen Konterbande, die mir zum Verhängnis werden konnte. Das beklommene Schweigen, der angehaltene Atem aller Mitreisenden im Abteil, während der Durchsuchung. Die groben Hände, mit denen das Gepäck durchstöbert wurde, die mit Handscheinwerfern bewehrten Wachsoldaten, die die Unterseite der Züge ausleuchteten, um Republikflüchtlinge zu stellen. Damals nämlich war es ein Verbrechen, *wegzuwollen* aus seinem Land. All das ist vorüber und vorbei, ein wahrer Segen. Barrierefreiheit überall, gleitende Übergänge von hier nach dort. Die Grenzen in Europa wurden zur *qualité négligiable*, ihre Passage zur Routineangelegenheit.

In Wirklichkeit waren sie allerdings keineswegs verschwunden. Sie waren nach wie vor da, nur nicht für unsereinen. Und wodurch werden wir zu ‚Unsereinem‘? Durch die Anderen, die Fremden, die uns zu dieser Zugehörigkeit zu ‚Unsereinem‘ verhelfen, weil sie das Gegenteil davon verkörpern: die Nichtzugehörigkeit. Sie erlauben uns durch ihre schiere Existenz, uns in unserem Da-Sein rechtmäßig zu fühlen, während sie der Illegalität bezichtigt werden. Sie sind die Ausgegrenzten, die - wie die Hündchen vor dem Schlachterladen - draußen bleiben sollen, damit die drinnen unter sich bleiben können.

Heute bin ich über die Grenze gefahren, und auf einmal hatte die Zugehörigkeit zu ‚Unsereinem‘ etwas zutiefst Beschämendes, nicht nur abstrakt und im Kopf, sondern leibhaftig spürbar in den Eingeweiden.

Schon die Hinfahrt, sonst ein Akt reiner Routine, war in Frage gestellt, der Fremden wegen, die, den Medienberichten nach, zu Tausenden ins Land strömten.

Würde ich denn überhaupt über die Grenze kommen ohne stundenlange

Wartezeiten. Die eben elektronisch gebuchte Fahrkarte, war unversehens schon wieder ungültig, denn der anvisierte Zug wurde ‚wegen grenzpolizeilicher Maßnahmen‘ gestrichen. Zweiter Versuch: stornieren, recherchieren, neu buchen. Kurz darauf wird mitgeteilt, dass auch dieser Zug ausfällt. Ich bin schon nahe daran, mein Reisevorhaben aufzugeben und meinen Vortrag in Österreich abzusagen: zu viel Ungemach und Unwägbarkeit. So wichtig ist er auch wieder nicht; und schon Blaise Pascal sah ja das ganze Unglück der Welt daher kommen, dass die Leute nicht zu Hause bleiben können in ihrer Stube, dort wo sie hingehören. Apropos: Warum bleiben diejenigen, die in Scharen hier eintreffen, nicht einfach zu Hause in ihrer Stube, dort wo sie hingehören? Weil sie keine Stube haben und weil sie dort, wo sie hingehören, nicht mehr hingehören.

Auf der Hinreise wurde ich in Traunstein von jemandem, der sich auskannte, abgeholt. Wir fahren auf ‚Schleichwegen‘ völlig unbehelligt über die ‚grüne Grenze‘; alles wie immer, alles ganz normal; ein Grenzübergang, der das Krisengeschrei der letzten Tage Lügen zu strafen schien. Auf der Rückreise machte sie sich dann doch bemerkbar, die Grenze; um genau zu sein: sie wurde bemerkbar gemacht, nach allen Regeln der Bewachungskunst. Der Eurocity, der gewöhnlich die Grenze zwischen Österreich und Deutschland umstandslos passiert, endete in Salzburg. Die Bahnhofshalle war wie gewöhnlich belebt von zielstrebig eiligen Menschen. Dazwischen auffallend viele Polizisten, die gemessenen Schrittes in Dreiergruppen die Halle durchquerten, hin und her, offenbar zu keinem anderen Zweck, als um ihre Anwesenheit zu demonstrieren. Aber am andern Ende der Halle hörte die Welt der Geschäftigen abrupt auf. Hinter einer Barrikade, wie sie zur Sicherung von Baustellen Verwendung findet, verharrte stumm und bewegungslos eine unbestimmbare Menschenmenge, wartend... Ihr Warten hatte angesichts der

zielsicheren Betriebsamkeit der Anderen etwas Lastendes, schwer Erträgliches, wie die sprichwörtliche Stille vor dem Sturm. Warum machte die Menge diesem unhaltbaren Zustand kein Ende? Die dort postierten Polizeikräfte hätten sie nicht aufhalten können und wohl auch nicht wollen. Aber offenbar trauten die dort hinten Zurückgedrängten doch dem vorgesehenen Reglement mehr zu als ihrer eigenen Ungeduld und dem Gehorsam gegenüber den Vorschriften mehr als dem eigenmächtigen Ausbruch aus ihrer bedrängten Lage. Zumal die Zielsicherheit, mit der die Hiesigen ihre Schritte lenken, ihnen vollends mangelt. Sie wissen ja buchstäblich nichts über ihre Ankunft und ihre Zukunft in jenem fremden Land, das ihr ‚Ziel‘ ist. Die Augen, in die ich aus einiger Entfernung schaue, sind erloschen und brennend zugleich. Eine beunruhigende Spannung zwischen der unbeirrten Alltäglichkeit diesseits und dem Ausnahmezustand da drüben, jenseits der Barriere, lag in der Luft.

Ich wende mich ab von den stummen Gesichtern und gehe ins Reisezentrum, um zu erfragen, wie es nun weitergeht nach Deutschland. Denn *dass* es weitergeht, steht für ‚unsereinen‘ ja ausser Frage. Mir wird ein Zettel in die Hand gedrückt, der mich instruiert, welche Buslinien mich an die Grenze bringen. Der ganz normale Linienverkehr mit mehrfachen Umsteigeaktionen soll das bewerkstelligen. Kaum glaublich, wie hier die Hochgeschwindigkeit des modernen Reiseverkehrs auf Bummelzugtempo gedämpft wird, ohne dass irgendjemand protestiert oder sich auch nur aufregt. Auch in mir selbst entdecke ich nicht eine Spur von Ärger über die Aufhaltung, die ich erfahre. So einfach wäre es also, die allgemeine Raserei, die uns zur Pflicht und Gewohnheit geworden ist, zu mäßigen und den Beschleunigungswahn der Lächerlichkeit preiszugeben.

Der Salzburger Bahnhofsvorplatz ist kaum wiederzuerkennen. Die Stadtplaner, die ihm vor ein paar Jahren sein Gepräge gegeben haben, würden sich die Augen

reiben. Sie hatten einer Ästhetik der Leere gehuldigt, hatten sich strikt jeder architektonischen Zweckbestimmung und auch jeder Einladung zum Verweilen enthalten. Sie hatten Pflasterstein an Pflasterstein gezwängt, damit kein Hälmschen sich regen und die kühle Ästhetik stören konnte: ein Platz, der zu nichts gut sein sollte, eine ‚Transitzone‘ eigener Art. Und nun dies: Der Platz ist vollgestellt mit einer provisorischen Zeltstadt zur Versorgung unbehauster Ankömmlinge, und die ganze Raumgeometrie ist, wie man so sagt, im Eimer/ perdu. Nicht dass die Umstände, die diese Verwandlung bewirkten, erfreulich wären, aber mit der Verwandlung selbst sympathisiere ich.

An der Bushaltestelle begegne ich dann einigen jener Flüchtlinge, die seit ein paar Tagen in aller Munde sind. Sie gehören erkennbar nicht zu ‚Unsereinem‘. Es sind Frauen mit schweren Körpern und derben Schuhen an den Füßen, bäuerliche Gesichter, deren Haut Wind und Wetter erfahren hat. Sie haben vollgepackte Rucksäcke auf dem Buckel und tragen ihre Kleidung in mehreren Schichten übereinander. Ganz offensichtlich schleppen sie ihre ganze Habe am eigenen Leib mit sich herum. Vor mir tauchen unvermutet Bilder aus meiner Kindheit auf, die mir das Gefühl geben, diesen Leuten schon einmal begegnet zu sein, damals in der Nachkriegszeit, als Millionen von Flüchtlingen aus dem Osten kamen. Diese Frauen kommen auch aus Osteuropa, und ich weiß, besser als sie, dass ihnen in Deutschland keine Ankunft bevorsteht. Sie werden weggeschickt werden, dahin zurück, wo sie herkamen, aber nicht mehr heimisch sind. Man sieht ihnen an, dass sie sich nicht auskennen, nicht wissen, wo sie hinwollen und dass sie niemanden fragen können, denn sie haben nichts als ihre Muttersprache, um sich zu verständigen, und die eben versteht unsereins nicht. Deshalb beraten sie sich gestikulierend untereinander, ob sie auf diesem oder jenem Bussteig auf den Bus

warten sollen. Sie wechseln über die Fahrbahn mehrmals hin und her in ihrer Ratlosigkeit. Und ich überlasse sie ihrem Schicksal und steige in die Linie 4, mit der ich, wie mich mein Zettel belehrt, die erste Etappe meines Grenzübertritts zurücklegen muss. Nachdem ich, den Instruktionen folgend, weitere zwei Male umgestiegen bin, kommt der Bus, in dem ich sitze, an die Grenze, die nun als Grenze wirklich kenntlich ist. Eine enge Busspur ist, von weißen Barrikaden flankiert und durch Polizei gesichert, für den Verkehr ausgespart. Jenseits dieser Schranke liegen sie zu Hunderten dicht an dicht auf dem bloßen Asphalt. Eine Menschenhalde. Die meisten von ihnen sind noch unter ihren Schlafsackhüllen, die sie sich über den Kopf gezogen haben, verborgen. Andere schälen sich gerade daraus heraus. Und wieder andere stehen schon bibbernd in der Morgenkälte, rauchen eine Zigarette und schauen mehr oder weniger teilnahmslos auf uns Businsassen. Sie wissen, dass sie von uns nichts zu erwarten haben. Wir werden ja voreinander sorgfältig abgeschirmt. Von einigen Polizisten vor Zudringlichkeiten geschützt, besteigen die Passkontrolleure unseren Bus und erbitten höflich unsere Dokumente, den Beweis unserer Rechtmäßigkeit. Während dieser Prozedur starre ich aus dem Fenster, ich schäme mich meines Voyeurismus und kann doch nicht wegsehen. Da trifft mein Blick den Blick eines bärtigen Mannes, Mitte vierzig vielleicht, er fixiert mich, ich kann diesem Blick nicht ausweichen. Er scheint mir leer und zornig in einem, verächtlich gar. Aber das alles steht ihm wahrscheinlich gar nicht ins Gesicht geschrieben. Es ist ein Spiegelbild meiner eigenen durcheinander geratenen Gefühle. Was weiß ich denn, was in diesem Mann vorgeht und was er hinter sich hat. Jede Vermutung darüber ist eine Anmaßung. Was ich in seinem Gesicht zu lesen meine, spielt sich in mir selbst ab. Ich bin im Bann dieses Blickes, den ich nicht vergessen werde. Ich bin um diesen Mann um seinetwillen besorgt, aber gleichzeitig seinetwegen sehr beunruhigt. Ich fürchte mich vor ihm, vor dem Zorn, vor dem Hass, den ich in ihm

vermute. Ich muss an den letzten 50 EURO-Schein, den ich in meinem Portemonnaie weiß, denken und habe den Impuls, ihm den auszuhändigen, weniger, um ihm wohlzutun, als, um ihm seinen Zorn abzukaufen. Ein ganz unmöglicher Gedanke, nicht nur, weil ich - gut bewacht, wie wir beide sind - gar nicht zu ihm gehen könnte.

Gleichzeitig ist da jedoch ein Schimmer von Hoffnung, der mich glauben lässt, diese Menschen da draußen hätten die Kraft, ‚Unsereinen‘ in unserem erstarrten Lebensmuster zu verwandeln. Einen Augenblick *erlebe* ich die Fremdheit dieses Anderen als ganz real. Sie ist respektgebietend und unantastbar, sie ist seine Würde. Plötzlich weiß ich: Das, was wir von diesen Ankömmlingen zu hoffen haben, liegt in ihrer Fremdheit und nicht in dem, worin sie uns ähnlich sind. Und die einzige Chance, miteinander auszukommen, wird darin bestehen, dass wir uns für ihre Fremdheit interessieren, nicht um zu wissen, wie wir sie zum Verschwinden bringen können, sondern um uns mit der Fremdheit der Fremden anzufreunden; anstatt alle bürokratischen und pädagogischen Hebel in Bewegung zu setzen, um sie an unsere Verhältnisse und unseren Lebenswandel anzupassen.

„Wir schaffen das!“

„Wir schaffen das!“ sagte die deutsche Kanzlerin zur Bekräftigung ihrer Entscheidung, die Grenzen zu öffnen für die Flüchtlinge, die zu Abertausenden unter katastrophalen, lebensbedrohlichen Bedingungen auf der sogenannten Balkanroute festsäßen. Die Reaktionen auf diese kühne Behauptung waren so widersprüchlich, wie sie nur sein konnten. Die einen hörten darin eine gefährliche Selbstüberschätzung, andere fanden, das sei geradezu eine Einladung, die weltweiten Flüchtlingsströme samt und sonders nach Deutschland zu lenken. Wieder andere sahen durch den ungehinderten Zustrom der Flüchtlinge den sozialen

Frieden in Gefahr und fürchteten eine unkontrollierbare Zunahme des Fremdenhasses. Die Weltöffentlichkeit reagierte positiv, und der hässliche Deutsche verschwand von einem Tag zum andern aus den Schlagzeilen der internationalen Presse. Aber vor allem fanden sich viele ermutigt durch diesen kraftvollen Satz und waren irgendwie stolz darauf.

Kaum jemand hätte sich zu sagen getraut, dass die Chance, die die Flüchtlinge - gerade auch wegen ihrer überwältigend großen Zahl - uns eröffneten, darin bestehen könnte, es *nicht* zu schaffen. Was auch immer die *Person* Angela Merkel bewogen haben mag, diese Entscheidung zu treffen und diesen Satz zu sagen; von der *Kanzlerin* verlautbart, war es ein imperialer Satz, den sie nur riskieren konnte, weil sie sich der drei bewährten Instrumente zur Krisenintervention sicher war: des Geldes, funktionierender Institutionen und des technischen Know how: Tatsächlich zeigte sich, dass sie sich übernommen hatte, denn mit diesen Mitteln war anfänglich gar nichts zu schaffen. Es war die spontane Hilfsbereitschaft von Tausenden von Menschen, die sich das Flüchtlingselend etwas angehen ließen und offenbar mit viel praktischem Sinn für das Notwendige, das Schlimmste verhüteten. Viele von ihnen waren Tag und Nacht auf den Beinen und verlangten sich enorme Anstrengungen ab. Eigentlich hätte alles schiefgehen müssen, denn die meisten waren völlig unprofessionell. Um andern helfen zu können, braucht man hierzulande eine zertifizierte Ausbildung und eine Hilfeleistungsberechtigung. Diese Helfer und Helferinnen hatten weder das eine noch das andere, machten aber die erstaunliche Erfahrung, dass sie viel mehr konnten, als sie sich je zugetraut hätten. Da waren Menschen, fremd und in Not, denen man begegnen und an deren Schicksal man Anteil nehmen konnte, wenn auch mit ziemlich unzureichenden Verständigungsmöglichkeiten. Und das genügte offenbar, um zu wissen und zu können, was nottat. Oder war es umgekehrt, es tat nur not, was diese Menschen, die

Hiesigen und die Fremden, in dieser Lage miteinander hinkriegen konnten? Was überall an den Grenzen, auf den Bahnhöfen und in den Notunterkünften passierte, kam völlig unerwartet. Ein Land, in dem mit ausländerfeindlicher Stimmungsmache Wahlen gewonnen werden können, wurde wie durch ein Wunder umgekrempelt. Man kann darüber rätseln, wie das möglich war. Aber ich bin überzeugt, dass es die erbarmungswürdigen Fremden waren, die es den Hiesigen ermöglichten, sich ihrer anzunehmen; wie in der Geschichte vom barmherzigen Samariter, der auch nicht aus eigenem Entschluss und aus eigener Großherzigkeit handelte, als er dem geschundenen Juden, dem Erzfeind, Beistand leistete, sondern half, weil ihm der Anblick des Geschlagenen in die Eingeweide fuhr und ihn umstimmte. Und genau dies ist es, was wir uns von den Fremden erhoffen könnten, dass sie uns umstimmen, uns verstören und beunruhigen, unsere Gewohnheiten durcheinanderbringen und unsere Gewissheiten ankratzen. Ehe bei uns etwas Neues anfangen könnte, muss manches drunter und drüber gehen, muss manches Eis geschmolzen werden und manche Ungerührtheit in Aufruhr geraten. Und dass etwas Neues anfinde, haben wir bitter nötig, denn unsere Lebensart ist bis zur Selbstzerstörung ruinös.

Die Hilfsbereitschaft der Vielen ist aber, allen anderslautenden Beteuerungen zum Trotz, durchaus nicht nur willkommen. Sie vergeht sich an Grundüberzeugungen der konsumistischen Gesellschaft, und sie ermöglicht Erfahrungen, die wie gefährliche Erinnerungen wirken: die Erfahrung, wie gut es tut, gebraucht zu werden, wie befreiend es ist, etwas Hilfreiches zu können, und wieviel weniger man braucht, wenn man gebraucht wird. Menschen, die nicht gebraucht werden, konsumieren; und sei es nur aus Langeweile. Menschen, die nichts können, müssen konsumieren, um sich am Leben zu halten. Und so soll es auch sein. Denn wenn die Kauflust erlahmt,

ist das vergötzte Wachstum gefährdet, das die ganze Maschinerie der industriellen Gesellschaft am Laufen hält. Die sogenannten Verantwortlichen werden ziemlich nervös angesichts dieser schöpferischen Eigenmächtigkeit von unten. Es war ein produktives Missverständnis, dass die Leute glaubten, sie seien gemeint mit dem folgenschweren Satz der Kanzlerin. Sie begannen ihrer eigenen Schaffenskraft etwas zuzutrauen, statt auf staatliche Daseinsfürsorge zu warten, und machten sich daran, selber zu ‚schaffen‘, was normalerweise in institutionelle Zuständigkeit gehört. Das wurde in der ersten Ratlosigkeit zwar gern gesehen, aber doch nur als ein Provisorium, das sobald als möglich wieder in die geordneten Bahnen des Verwaltungshandelns überführt werden sollte. Aus der Besorgnis über den helferischen Wildwuchs wurde dann auch kein Hehl gemacht: „Wir dürfen die Integration so vieler Menschen nicht dem Zufall überlassen, sondern müssen sie begleiten und mangelnde Bereitschaft auch ahnden.“¹ Die große Bereitschaft zu helfen, die sich überall im Land regte, wird als ‚Zufall‘ diskreditiert. ‚Zufall‘ ist im politischen Jargon ein Wort mit schlechtem Stallgeruch. Er steht für Vorkommnisse, die nicht geplant, nicht veranlasst, unberechenbar und unkontrolliert sind und für die man niemanden zur Rechenschaft ziehen kann; für all das also, was Bürokraten ein Gräuel ist, deren Ehrgeiz gerade darin besteht, nichts dem Zufall zu überlassen. Denn Zufälle gefährden die Sicherheit. Sie ihr Wesen treiben zu lassen, wäre fahrlässig. Dabei haftet dem Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung gar nichts Bedrohliches an. ‚Zufall‘ ist etwas, was einem zufällt, aus heiterem, manchmal allerdings auch aus düsterem Himmel. Das Zufällige ergibt sich von selbst. Man muss es sich nicht erarbeiten und nichts dafür bezahlen. Zufall ist der Inbegriff alles dessen, was umsonst ist. So verstanden war die Flüchtlingshilfe tatsächlich zufällig, denn sie war ganz und gar umsonst, reines Geschenk ohne allen Hintersinn und

¹ : Julia Klöckner, CDU-Vize, in: Spiegel Online Politik am 30. Dezember 2015

ohne alle Spekulation auf eigenen Vorteil. Umsonstigkeit gilt zwar als moralisch einwandfrei, ist aber ökonomisch dysfunktional und darum unerwünscht. Denn sie stellt die ganze Logik der kapitalistischen Gesellschaft in Frage. Sie untergräbt die Gewinnsucht und das Konkurrenzdenken, sie bringt Menschen zusammen, statt sie durch Rivalität gegeneinander aufzubringen, sie unterminiert die Tauschgesinnung, die uns glauben macht, dass niemand etwas zu verschenken und dass alles Ding seinen Preis hat. Wer diese Logik durch Freundlichkeit unterläuft, handelt subversiv, stiftet Unruhe, ist ein Störenfried.

Die spontane Hilfe, zu der die Tausenden von Menschen um der Flüchtlinge willen sich aufgerufen fühlten, erschöpft sich nicht darin, dass den Ankommenden eine warme Suppe gereicht und ein freundliches Gesicht gezeigt wurde, sie macht Erfahrungen möglich, die die Menschen aufrühren und rebellisch machen könnten, gegen die Art, wie wir zu leben genötigt sind. Herbert Marcuse, der große Kritiker des westlichen Lebensstils hat einmal davon gesprochen, dass es zur Veränderung unserer versteinerten Verhältnisse eine Revolution der Reichen brauche, die aber höchst unwahrscheinlich sei, denn die Reichen taugen nicht zu Revolutionären. Sie haben das größte Interesse daran, dass die Verhältnisse, von denen sie enorm profitieren, bleiben, wie sie sind. Die Reichen, das sind nicht nur die 80 Superreichen, die schon bald die Hälfte des Weltvermögens unter sich aufteilen. Die Reichen sind wir alle, die wir hier sitzen. Die Flüchtlingskrise hat die Potenz und ist vielleicht die historische Chance, eine Revolution der Reichen, eine Revolution des Mitgefühls zu entfachen, gerade auch, weil die Fremden in so großer Zahl kommen, dass die bewährten Mittel des Krisenmanagements versagen. Marcuse behält recht: die Revolution der Reichen ist unwahrscheinlich. Aber Diejenigen, die den Geflüchteten zu Hilfe kamen, waren Menschen, denen es trotz ihres relativen

Reichtums an vielem mangelte; ein Elend der zweiten Etage. Die einen wollten vielleicht ihrer Einsamkeit entkommen, andere ihrer Langeweile, oder dem Gefühl der Sinnlosigkeit, oder dem Überdruß an der ewig gleichen Alltäglichkeit, an der Sättigkeit, an der ihnen bescheinigten Überflüssigkeit oder, oder, oder

Es war jedenfalls nicht so, dass die ganze Stärke bei den einen, bei den Helfern war und die ganze Schwäche bei den anderen, den Hilflosen. Hier war es offenbar so: Die, die alles verloren und oft nur noch das haben, was sie am Leibe tragen, treffen die, die bis zum Überdruß überversorgt sind, in denen aber gerade deshalb die Fülle ihrer Möglichkeiten brachliegt. Sie sind nicht auf die gleiche Weise arm dran. Aber ihrer je eigenen Daseinsmächtigkeit/ihrer Fähigkeit, das Dasein zu meistern, sind die einen wie die anderen beraubt. Und da passt doch etwas zusammen, aus dem etwas Neues zwischen Ebenbürtigen entstehen könnte, etwas, das dann vielleicht sogar Integration genannt werden könnte.

Diese neuen Erfahrungen im Angesicht der Not der Anderen haben es in sich. Aus ihnen könnte sich eine ‚kundige Unzufriedenheit‘ wie Ernst Bloch diese Vorstufe des Aufbegehrens und der Rebellion nennt, entwickeln. Kundige Unzufriedenheit, ist etwas anderes als die nörgelige Unzufriedenheit der Konsumenten. Die Gefahr einer möglichen Loyalitätskrise, wird in dieser Welle der Hilfsbereitschaft durchaus gewittert und deshalb drängen die sogenannten Verantwortlichen aus allen politischen Lagern darauf, diesem Provisorium der bürgerlichen Eigenmächtigkeit ein Ende zu machen. Schnellstmöglich sollen geordnete Verhältnisse einer funktionierenden Verwaltung des Problems hergestellt und das staatliche Fürsorgemonopol² wieder in sein Recht gesetzt werden. Menschen, die entdecken,

². Das staatliche Gewaltmonopol wurde in wenigen Jahrzehnten kaum bemerkt und allgemein akzeptiert um ein staatliches Fürsorgemonopol ergänzt. Erst dieses Doppelgesicht des modernen Staates, der strafft und hilft macht elegante Machtausübung möglich. Und darum braucht man, um seinen Mitmenschen zu

dass sie füreinander sorgen können, statt sich für Geld mit allem versorgen zu lassen, erfahren etwas von Freiheit und Unabhängigkeit und gewinnen ein Stück ihrer Eigenmächtigkeit zurück, die sie an die Versorgungsindustrie abgetreten haben.

Schon wenige Tage nach der Öffnung der Grenzen geisterte das Wort von der ‚Willkommenskultur‘ durch alle Medien. Wer immer sich dieses scheußliche Wort ausgedacht hat, hat der Flüchtlingshilfe einen Bärendienst erwiesen. Es klingt, als wolle man den Helfern und Helferinnen damit Respekt zollen, in Wahrheit wird aber schon mit diesem Begriff Anspruch auf die Institutionalisierung der spontanen Hilfe erhoben. Unüberhörbar ist die Ähnlichkeit zwischen ‚Willkommenskultur‘ und ‚Unternehmenskultur‘. Aber die Helferinnen und Helfer wollten keine neue Lebensstilvariante kreieren. Sie wollten die Fremden willkommen heißen und ihnen ihre Ankunft in der Fremde erleichtern. Und das ist wirklich zweierlei.

Und nur drei Monate später wird dann die Integration der Flüchtlinge zur vordringlichen Aufgabe staatlicher Daseinssorge erklärt, die wie die Kanzlerin in ihrer Neujahrsansprache einräumt, viel Geld, viel Kraft und viel Zeit kosten werde, richtig angepackt, aber Chancen für die Zukunft berge.

Integration

Aber was sollte falsch daran sein, die zu Tausenden herbeiströmenden Flüchtlinge in unsere Gesellschaft zu integrieren, da sie nun einmal da sind und auch weiterhin kommen werden; trotz aller Rhetorik über die Sicherung der Außengrenzen Europas

helfen, eine Genehmigung. Und darum müssen Menschen, die sich bereiterklären Flüchtlingskinder Deutsch zu lehren eine pädagogische Ausbildung, möglichst akademisch und einschlägige Berufserfahrung nachweisen,
Der Kontrollfurore ist die dunkle Kehrseite des Sozialstaates.

und trotz der Lippenbekenntnisse zur Bekämpfung der Fluchtursachen. Wobei unterschlagen wird, dass die Fluchtursachen größtenteils in den Waffenschmieden der Industrienationen produziert werden. Es sind die reichen Länder mit ihren Waffengeschäften, ihrer räuberischen Handelspolitik, ihrer opportunistischen, von Wirtschaftsinteressen diktierten Bündnispolitik, die die Flüchtenden auf dem Gewissen haben. Es gibt so viele Fluchtursachen, wie es Strategien der reichen Weltareale gibt, sich am Rest der Welt zu bereichern. Die Spurensuche müsste also hier zu uns führen, aber da, wo man bei der Suche fündig werden könnte, wird gar nicht erst gesucht.

Integration gilt als der Königsweg zur Bewältigung des Flüchtlingsproblems. Dagegen, dass die Vertriebenen ein Dach über dem Kopf haben sollen und die Sprache des Landes lernen, in das es sie verschlagen hat, ist ja auch wirklich nichts einzuwenden. Es sei denn, man machte sich mit den Hardlinern und Zynikern gemein, die es mit einer Art Abschreckungspolitik versuchen und, um es den Ankommenden so sauer wie möglich zu machen, grenznahe Lagerhaltung für sie vorsehen.

Und doch steckt in den Integrationsbestrebungen eine fatale Logik, die den ehemals guten Sinn des Wortes ‚Integration‘ außer Kraft setzt. ‚Integration‘ ist abgeleitet von dem nuancenreichen lateinischen Wort ‚integer‘, und das heißt: ‚unangetastet‘, ‚unversehrt‘, ‚ungeschmälert‘, ‚unvermindert seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach‘ und ‚unantastbar‘.³ Das ist so ungefähr das Gegenteil von dem, was man mit den Geflüchteten vorhat, wenn sie integriert werden sollen. Denn darunter wird viel mehr und anderes begriffen, als dass sie ein Dach über dem Kopf haben, sich verständlich machen können und nach und nach heimisch werden. Es wird an ganze

³ Kleines Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch von Dr. Georges, 2. Auflage, Leipzig 1879, Artikel ‚integer‘, Spalte 1230 f

Kataloge von Maßnahmen gedacht, die an ihnen vollstreckt werden sollen und die unter dem Begriff ‚Integrationsangebot‘ geführt werden, ein Angebot allerdings, „das man - als Flüchtling - nicht ablehnen kann“.

„Wer nach Deutschland kommt, soll sich integrieren müssen... also Deutsch lernen, die Rechtsordnung und unsere Werte anerkennen.“ So soll es nach dem Willen von CDU und CSU in eine verbindliche Integrationsvereinbarung geschrieben werden. Wer sich nicht daran halte, müsse mit Leistungskürzungen rechnen“ denn „Integration ist keine Einbahnstraße.“⁴ Das alles dient dem Schutz unserer Kultur vor der „Überfremdung“ durch die Fremden, aber wer sorgt sich eigentlich um die Überfremdung der Fremden, für die die Integration nun wirklich eine Einbahnstraße ist.⁵

Zumindest kann man nicht bemängeln, dass da keine klare Sprache gesprochen würde: Integration ist ein Verfahren zur Beseitigung der Andersheit der Anderen, eine Art ‚Umerziehung‘, eine „ideologische Umpolung mit Hilfe von Druckmitteln“.⁶

Von der ‚Unantastbarkeit (der Asylsuchenden) ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach‘ ist da freilich nicht die Rede, im Gegenteil, alles, was sie mitbringen, wird angetastet, ihre Lebensgeschichte, ihre kulturelle Mitgift und ihre Familienbande. Sogar ihre Sprache versagt und lässt sie verstummen. Davon, dass sie das mit sich machen lassen, soll abhängen, ob sie geduldet oder weggeschickt werden. Ein Schelm, wer Schlechtes, zum Beispiel ‚Erpressung‘, dabei denkt. Die ‚westlichen Werte‘, auf die sie zu ihrem eigenen Besten verpflichtet werden sollen, sollen ihnen

⁴ ZDF-Nachrichten ‚heute‘, am 28. Dez. 2015

⁵ „Integration ist Pflicht – beim Spracherwerb, bei unseren Werten“, sagt zum Beispiel auch der Generalsekretär der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und der Außenminister des Landes sekundiert ihm mit einem „50-Punkte-Plan zur Integration von Asylberechtigten“. Denn: Österreich habe einen etablierten Wertekanon, der nicht verhandelbar sei. Schandl, Franz: Wer kein Was, der ist eine Nichts, in: der Freitag, Ausgabe 50/ 2015.

⁶ Stichwort: ‚Umerziehung‘ bei Wikipedia

nach dem Willen dieser Politikmacher in obligatorischen Crashkursen eingebläut werden. Das ist nicht nur arrogant, sondern auch ausgesprochen dumm.

Worin bestünde denn der moralische Vorsprung, der uns erlaubte, ihnen ‚unsere Werte‘ aufzunötigen. Wir phantasieren uns in die Rolle der großzügigen Geber hinein und sie in die der Bittsteller. Und daraus leiten wir das Recht ab, von ihnen als Gegenleistung Wohlverhalten einzufordern. Wohlverhalten heißt: Sie sollen so werden wie wir, aber nicht die gleichen Ansprüche stellen wie wir. Wir wähnen uns überlegen, weil wir reich sind; unser Reichtum gibt uns recht. Aber niemand kann reich sein, ohne andere bestohlen zu haben. Ehe ein Reicher reich wird, muss er sich gründlich am 7. Gebot vergehen. Reichtum kann man sich nicht verdienen. Aber das ist ein gut gehütetes Geheimnis und das soll es auch bleiben. Unsere Werte eignen sich hervorragend dazu, aus Unrecht Recht zu machen und die Verfolgung von Wirtschaftsinteressen zu Wohltaten umzumogeln.

Dass wir uns überhaupt auf ‚Werte‘ berufen, um die Zwangseingliederung oder auch Zurückweisung der Flüchtlinge zu legitimieren, ist bereits verräterisch. „Dem deutschen Begriff <W.> (Wert), ...ist die Abkunft aus dem ökonomischen Bereich an die ‚Stirn geschrieben‘ (...).“ ... Erst spät, in der Wende vom 19. zum 20. Jh., tritt der Begriff (Wert) seinen bis heute andauernden Siegeszug als ... ‚Nachkömmling‘ des traditionellen Begriffs des Guten (an).“⁷ Das ist doch interessant, dass irgendwann um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert, der Begriff des ‚Guten‘ durch den des Wertes verdrängt wird. Wert und Preis gehören in der ökonomischen Debatte zusammen. Wert hat alles, was einen Preis hat. Und umgekehrt, sobald einem beliebigen materiellen oder immateriellen Gegenstand ein Preisschild angeheftet wird, ist er mehr oder weniger wertvoll. Durch diese sprachliche Manipulation

⁷ Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von J. Ritter, K. Gründer, G. Gabriel, Bd. 12, Artikel Wert, Basel 2004, Sp. 556.

entscheidet auf einmal der Preis einer Sache oder einer Person darüber, ob sie gut ist, und die Höhe des Preises darüber, wie gut sie ist. Und damit haben wir unsere moralischen Urteile über Gut und Böse der Ökonomie überlassen. Gut ist, was etwas einbringt; und umgekehrt: wer oder was nichts einbringt, taugt nichts. *Das* ist der Kern unseres sogenannten Wertekanons.

Auch die Flüchtlinge unterliegen diesem Bewertungsmaßstab und sind mehr oder weniger willkommen, je nachdem sie einträglich sind oder Kosten verursachen. Am besten beleumundet sind die gut ausgebildeten, mehrsprachigen Fachkräfte, die unserem Fachkräftemangel abhelfen können. Sie haben nichts zu befürchten, weder Zwangsintegration noch Abschiebung. Ihre erkennbare Nützlichkeit wird sogar gegen die rechtsradikalen Fremdenhasser ins Feld geführt, um sie zu beschwichtigen. Selbst diejenigen, in die investiert werden muss, haben ihre guten Seiten: sie kurbeln die Binnennachfrage an, was sich schon jetzt in einer Wachstumssteigerungsrate im Null-Komma-Prozent-Bereich abzeichnet. Die Flüchtlingsversorgungsindustrie boomt, ganz neue Industriezweige und Dienstleistungsbranchen entstehen und können sich vor Aufträgen nicht retten. Die Flüchtlinge schaffen Jobs, das wird ihnen zugute gehalten, Jobs, die ihnen selbst dann allerdings verwehrt sind.

Aber ist es denn falsch oder verwerflich, von den Flüchtlingen profitieren zu wollen? Ohne dass wir uns von ihnen etwas versprechen, scheint es doch überhaupt nicht vorstellbar, dass wir mit ihnen auskommen werden. Es kommt jedoch darauf an, was wir uns von ihnen versprechen: Erwarten wir von ihnen, dass sie sich möglichst unbemerkt machen und mit den Erfordernissen unseres gesellschaftlichen Funktionierens völlig kompatibel werden. Oder sind sie uns willkommen, *weil* sie uns fremd sind. Erhoffen wir von ihnen, dass sie uns helfen, uns zu verwandeln oder

sollen sie unsere Verhältnisse flicken, damit es weitergehen kann wie bisher. Wollen wir ihre Fremdheit auslöschen oder ‚gebrauchen‘⁸? Sollen sie, auch wenn sie dableiben, verschwinden - in die Unauffälligkeit, nämlich? Oder hoffen wir, dass sie in ihrer Andersheit präsent sind? Fürchten wir uns vor ihrer Fremdheit oder befürchten wir, dass sie uns längst nicht mehr fremd genug sind? Kurz: Wollen wir von ihrer Nützlichkeit oder von ihrer Andersheit profitieren?

⁸ Agamben, Giorgio: Europa...